

Nr. 40. Posen, den 6. Oktober. **1895.**

Freundschaft und Liebe.

Novelle von Armin Rónai. (Nachdruck verboten.)

I.

Alfred Lambert's erster Besuch nach seiner Rückkehr aus Italien galt — wie nicht anders denkbar — Frau Rosen. Er nannte sie ja eine gute Freundin, deren Haus ihm seit langer Zeit als ein zweites Heim galt, wo er Rath, aufrichtige Meinungsäußerung, Theilnahme, Zerstreuung, — zuweilen auch Trost fand, wenn des Lebens ewig wechselnde Phasen ihm gerade solchen Balsam erwünscht sein ließen.

Frau Rosen, die Wittwe des Landgerichtsraths Rosen, stand noch keineswegs im Alter, wo die ermattenden Blicke, des ewigen Auslugens nach dem flüchtigen Glücke müde, nach rückwärts gerichtet, sich nur mehr an einstiger Wonne weiden, — sie gehörte vielmehr mit in die Reihe der „stattlichen Damen", denen von der Natur stark prolongirte Ansprüche auf Lebensgenuß und Glücklichwerden eingeräumt sind.

Trotz dieser, bei Frau Rosen überdies noch durch eine voll entwickelte Anmuth unterstützten Rechte, war das Verhältniß zwischen ihr und Alfred Lambert ein über alle Zweifel erhabenes.

Sie war seine Freundin. An zwei Abenden jeder Woche verbrachte er einige Stunden bei ihr; dann mußte er seine Residenzerlebnisse erzählen, über seine Abenteuer referiren, über das kleinste Ereigniß treuen Bericht erstatten, und er that es gerne, — Frau Rosen wußte ja so gut mit Meinung und Rath zu helfen, ihre praktische Erfahrung half schon oft redlich mit an der Wegräumung von Hindernissen, denen er zuweilen auf seiner Lebensbahn begegnete, — sie verstand es aber auch, mit Kennerblick das Ende einer „Liebe" zu einem plötzlich aufgetauchten „Engel" voraus zu bestimmen oder mit drolligem Stirnrunzeln das gefährliche Aufkeimen einer „Neuen" zu konstatiren — für jede Gefahr hatte sie eine Warnung, für jedes Weh probate Mittel, und wenn der 28jährige Alfred einmal besonders gute Beweise ihrer Zugethanheit erhielt, gestattete er sich höchstens, die wohlgepflegte Hand der 36jährigen Rosen in dankbarer Rührung an seine Lippen zu führen. Er betrachtete sie als mütterliche Freundin und sie ihn als — Freund. Bedingt denn das ideale Gefühl der Freundschaft wirklich das gleiche Geschlecht?

Zu Anfang der heißen Jahreszeit erhielt er einen Urlaub von mehreren Wochen, den er — nicht ohne Zustimmung Frau Rosens — zu einer Reise in's Dorado jenseits der Alpen benutzte. Zurückgekehrt, nahm er sich kaum Zeit, den transalpinischen Staub von den Füßen zu schütteln, und schon war er auch dort, wo seine lange Abwesenheit eine ungeahnt schmerzliche Lücke zurückließ.

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie nur wieder da sind!" rief Frau Rosen, nachdem sie ihm diesmal beide Hände zum Kusse darbot — „wissen Sie auch, daß ich Sie sehr, sehr vermißte?"

„Ach, beste Frau Rosen, und wie oft dachte ich Ihrer, wie sehr freute ich mich unterwegs auf diese Stunde, wo ich wieder die Rolle des Referenten übernehme, um Ihnen Rechenschaft zu geben über mein Thun und Lassen unter dem italienischen Himmel. Und des Referirens giebt es Unmasse!" —

Nach den ersten Wiedersehensfreuden ging es dann an's Erzählen. Frau Rosen bekam einen jener bekannten italienischen Reiseberichte zu hören, deren Reime stets auf Capitol und Capri, Vesuv und entschwundene Abruzzen-Romantik auslauten, höchstens, daß Alfred bei Beschreibung seiner Lacrimae Christi-, Parmesan-, Maccaroni- Polentagenüsse mehr in Details verfiel, dem bei mündlicher Ueberlieferung an eine gute Freundin die Berechtigung nicht abgesprochen werden kann.

Nachdem er wohl an zwei Stunden lang sein Gedächtniß ausgekramt und in geographo-logischer Reihenfolge der vielverzweigten Pomündung bedenklich nahe gerückt war, sprang Alfred auf und riß den Faden seines Referates entzwei.

„Wozu ich Ihnen das Alles erzähle", rief er, „ist mir nicht ganz klar. Nehmen Sie gefälligst in Ihren Mußestunden einen beliebigen unserer Klassiker zur Hand, dort finden Sie unfehlbar meine Reise in allen Hitzegraden tadellos schön beschrieben. Was ich noch beifügen muß, ist aber die Krone des Ganzen. Ich will Sie also noch mit meinem venezianischen Erlebniß bekannt machen, — ein Romanchen, Frau Rosen, reizend, gottvoll in seinen Anfängen — hoffentlich auch in der endlosen Fortsetzung, die nicht mehr allzuferne ist."

„Ei, ei, Alfred, also doch auch ein kleines Abenteuerchen erlebt! Das verleiht ja erst Ihrem italienischen Spaziergang den pikanten Beigeschmack. In Venedig war es also knapp vor Thorschluß. Wie sah sie aus, la bella signora italiana? Erzählen Sie mir's schnell, sehen Sie nicht, wie begierig ich bin, Ihr Histörchen kennen zu lernen?"

Alfred ging einige Male hastig im Zimmer auf und ab, dann warf er sich wieder in den Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, um sich ungestörter von den lieblichen Bildern seines venezianischen Erlebnisses umgaukeln zu lassen.

Ueber Frau Rosens Züge glitt es wie eine dunkle Wolke, — doch nur einen Moment lang und ihre Miene war wieder übergossen von den milden Strahlen der Freundschaftssonne.

„Nun Alfred, wollen Sie mich lange auf die Folter spannen? Stellen Sie mir nun Ihre bella signora vor."

Der junge Mann entwand sich gewaltsam dem Paradiese der Erinnerung.

„Ja, Frau Rosen, Sie sollen Alles wissen. Vor Allem aber sei verrathen, daß meine Erzählung wohl eine bella signora, keineswegs aber eine donna italiana betrifft.“

„Ach, suchten Sie denn nach exotischeren Idealen?“

„Mein Sinn war, nichts zu suchen,“ fuhr Alfred fort, „und was ich fand, ist mehr, als ich zu suchen mich je unterfangen hätte. Doch hören Sie. In Venedig war's. Alles an Menschenwerken Sehens- und Staunenswerthes hatte ich bereits gesehen und redlich angestaunt, und fühlte ich mich so glücklich darüber, in Florenz die mediceische Venus, in Rom Papst und Kapitol, in Neapel die Lazzoroni und in Venedig die Bleidächer der Inquisition, den Ponte di Rialto und den Dogenpalast gesehen zu haben, daß ich mich entschloß, fortan nichts mehr zu „sehen“ und einige Tage programmlos in den Naturreizen Venedigs zu schwelgen. Am Abende eines solchen planlos verbrachten Tages streifte ich fern vom San Marco in den entlegensten Gegenden der „Adriabraut“ umher. Im Westen tauchte die scheidende Sonne in's endlose Meer. Die Luft war von entzückender Milde und von balsamischen Düften durchzogen. Am Himmel kein Wölkchen, kein Wölkchen auf meinem Gemüth. Wonnetrunken streckte ich mich auf den feinen Sand am Strande und blickte abwechselnd der scheidenden Sonne nach oder zu den Fischern, die weit im Meere draußen ihre Netze zum Nachtfange ausbreiteten. Kein Mensch war in der Nähe und ich fühlte mich unsäglich wohl in der idyllischen Solitude. — Lange sollte aber diese Idylle nicht währen. Vom Kap Promontore her näherte sich eine Gondel und stieß wenige Schritte von mir entfernt an's Land. Ein Herr und eine Dame entstiegen ihr und und ließen sich lebhaft plaudernd auf den weichen Sand nieder. Die Störung war mir recht unliebsam und ich wollte auch der ersten Eingebung folgend aufspringen, um mir mehr landeinwärts ein ungestörtes Plätzchen zu suchen, da trug mir der Wind von den Lippen der Ankömmlinge die ich bisher nicht einmal näher betrachtete, einige Laute zu; denken Sie sich, beste Frau Rosen, Heimathsklänge, gute deutsche Worte!“ — —

„Deutsche Laute in Venedig!“ lachte Frau Rosen auf, „um solche zu hören, hatten Sie es wohl nicht nöthig, die weite Reise zu unternehmen! Doch weiter, weiter — wie gingen Sie der Störung aus dem Wege?“

„Nachdem ich gehört, es seien Deutsche,“ setzte Alfred fort, „war ja von Störung und Ausdemwegegehen keine Rede mehr. Heimathklänge besitzen in der Fremde einen ganz eigenartigen Zauber, den man eben nur ferne von der Heimath erfassen und empfinden lernt. Ich nahm also meine deutschen Nachbarn auf italienischem Sande näher in Augenschein, und was ich da sah, war wohl geeignet, mich mit aller Kraft festzuhalten. Ein älterer Herr, dessen Kopf und Bart bereits einige Spuren gefallenen Reifes trugen, saß auf dem ausgebreiteten Plaid, zu seinen Füßen kollerte lustig ein jugendliches Wesen im Sande herum. Und dieses Wesen! Der Komparativ eines Superlativs reicht bei Weitem nicht hin, um Ihnen dessen Schönheit annähernd begreiflich zu machen. Ach, Frau Rosen, es giebt doch noch Engel auf Erden, Engel mit schwarzen Augen und Rabenflechten, blendendem Teint und runden, ebenmäßigen Formen, mit Perlenzähnen und Gluthblicken, die alles versengen oder beleben. Und einen solchen Engel führte mir mein gutes Geschick am Strande der Adria zu.“

Alfred schwieg in sichtbarer Verzückung.

„Und die Fortsetzung,“ fragte Frau Rosen, „muß ich die selbst errathen?“

„Was weiter geschah, ist schwer zu erzählen. Wir wurden bekannt, in der gegenseitigen Freude plauderten wir bis spät in die Nacht am Strande und gondelten dann mitsammen nach der Stadt zurück. Beim Abschiede erhielt ich vom Papa die liebenswürdige Einladung, an den Ausflügen, die er mit seiner Tochter in den nächsten Tagen machen wird, theilzunehmen, was ich natürlich hocherfreut annahm. Kurz, Frau Rosen, ich verlebte hernach in Gesellschaft des Postdirektors Sternberg aus Danzig und seiner holden Tochter Emmy vierzehn wonnevolle, unvergeßliche Tage; Herr Sternberg fand großes Gefallen an mir, und was Emmy anbelangt, wird es Ihnen genügen zu erfahren, daß sie beim Abschiednehmen am Bahnhofe thränenden Auges blos die Worte „Auf Wiedersehen — auf Wiedersehen“ vorbringen konnte. Die nahe Aussicht, sie wiederzufinden, ließ mich den Schmerz des Abschiedes männlicher ertragen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, entführte das Dampfroß den glücklichsten Menschen, der je das Bohrloch durch den St. Gotthard mit Eilzugsgeschwindigkeit passirte.

Dies, Frau Rosen, ist der schöne Beschluß meiner italienischen Spazierfahrt. Die Fortsetzung folgt in einigen Tagen, zur Abwechselung an den Gestaden eines deutschen Meeres, im Seebade Zoppot, wo Herr Sternberg sammt reizender Tochter den Rest des Sommers zu verbringen gedenken. Und nun klatschen Sie mir Beifall, zollen Sie Anerkennung, wo dieselbe so sehr verdient und wünschen Sie mir Glück zu meiner Emmy, die recht bald wirklich die Meine sein wird.“

„Damit wird es wohl noch gute Weile haben“, bemerkte Frau Rosen mit einem Versuche, fein zu lächeln, „wir wollen davon heute gar nicht mehr sprechen, denn Sie sind noch von der Reise erhitzt, und was sie mir da erzählten, war wohl nichts anderes, als der Abglanz Ihrer Coupeephantasien während der langen Fahrt. Schlafen Sie erst gut aus — morgen werden wir dies Abenteuerchen zu den übrigen werfen, ich will Ihnen sogar helfen, dem jüngst verflossenen Ideale einige Thränen nachzuweinen.“

„Aber, Frau Rosen, Sie irren sehr — —“

„Morgen, Alfred, sprechen wir weiter davon, gehen Sie jetzt nach Hause, Sie haben wirklich Ruhe nöthig.“

„Das ist wohl richtig, — aber was Emmy anbelangt, kann ich Sie nur versichern — —“

„Daß wir morgen die Emmy mit Pomp dort bestatten, wo bereits Irene, Lotti, Gisela und viele andere ruhen, — ins große Meer der Vergessenheit.“

„Und ich sage nochmals, beste Freundin, diesmal beurtheilen Sie mich falsch. Sie sollen aber bald einsehen, wie sehr ich mich gebessert, — nein, wie gut ich mittlerweile geworden bin.“

Er küßte ihre dargebotene Rechte und ging mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen.

Frau Rosen blieb in tiefe Gedanken versunken zurück. Ihre Erregung stieg immer höher, die Heiterkeit wich von ihren Zügen und machte einer Schwermuth Platz, der sie sich nicht zu entreißen vermochte.

Wäre es möglich?

Sie wußte selbst nicht, wie und warum ihr Gehirn diese Frage erdacht, sie wußte nicht, warum ihr der Gedanke an Alfreds Reiseerlebniß so tiefen Schmerz verursacht. Müßte sie sich nicht freuen über die Wonne des Freundes, glücklich sein in seinem Glücke?

Zu einem Schlusse konnte sie aber mit ihren erregten Gefühlen nicht kommen. Es blieb ihr ja noch immer die Hoffnung, Alfred werde morgen der ganzen Sache mit kälteren Worten gedenken und vernünftig genug sein, um nicht ein romantisches Reiseabenteuer ernstlich fortspinnen zu wollen. Dann bleibt er ja der ihre — ihr guter Freund, der ihr, wie sie fühlte, über Alles theuer geworden war.

II.

Anderen Tages kam Alfred in rosigster Stimmung zur Freundin. Er hätte sie unfehlbar umarmt, wäre sie nicht zeitgerecht hinter die Thür retirirt.

Frau Rosen war wieder die alte, gute Freundin, heiter und liebenswürdig wie immer. Keine Miene verrieth die bange Erwartung, die sie erfüllte, nichts in ihrem Aeußeren ließ Alfred ahnen, welchen Sturm seine gestrige Erzählung in dem Herzen derjenigen angefacht, die er so hoch zu ehren und zu achten wußte.

Und doch waren all die Worte, die er in heiterster Stimmung gesprochen, eben so viele giftige Pfeile, die, schmerzlich verwundend, tief in die Brust der schönen Frau drangen.

„Sie haben sich ja prächtig erholt!“ begann Frau Rosen. „Sehen Sie, der Schlaf ist der beste Grillenverscheucher.“

„Da haben wir's, — so weit ist es mit Ihrem Scharfblicke her. Sehe ich denn aus wie Einer, der Talent zum Grillenfangen hat? Wie mache ich es Ihnen auch nur begreiflich, daß ich thatsächlich, — also keineswegs bloß ideal gedacht, der glücklichste Mensch aller menschenbevölkerten Sonnensysteme bin! Sie werden es aber einigermaßen verstehen lernen, wenn ich Ihnen verrathe, daß ich heute einen Brief erhielt.“

„Einen Brief — — — das ist Alles?“

„So hören Sie mich doch — einen Brief aus dem Himmelreich, geschrieben von Engelshand, — von Emmy — verstehen Sie noch nicht?“

„Ach, vom schwarzen Engel! Sie kann also die venezianischen Nächte nicht vergessen? Eine reizende Geschichte! Und wie sich die Arme nun grämen wird!“ — —

„Oho,“ fiel Alfred ein, „dazu wird es ihr hoffentlich an Ursache fehlen, oder denken Sie vielleicht — —“

„Nun, was könnte ich denken? Die Kleine wird noch einige Male schreiben, erst sanft anklopfend, später sehnsuchtsvoll begehrend, wenn sie dann sieht, wie wenig Beachtung ihre schmachtenden Episteln finden, wird sie einige Thränen vergießen, zwei oder drei Mal mit hocherhobenen Händen „Oh, diese Männer!“ ausrufen und schließlich in schicklicher Resignation über das mit „Venedig“ überschriebene Tagebuchblatt seufzend einen schwarzen Strich ziehen.“

„Halten Sie ein, Frau Rosen, Ihre Kombination entbehrt jeder Basis. Ueberhaupt verrathen Sie da den gänzlichen Mangel des Feldherrnblickes zum klaren Uebersehen gegebener Situationen. Mein jugendliches Vorleben mag wohl einige Begründung zu dieser scharfen Verurtheilung meiner Standhaftigkeit bieten, — denn ohne Zweifel, nur ich wäre der Steinigenswerthe, nähme mein venezianisches Erlebniß den von Ihnen vorgezeichneten Verlauf. Hinfort, Frau Rosen, sollen Sie mir Flatterhaftigkeit nicht mehr vorwerfen können, ich bleibe bei meiner Emmy, die ich innig liebe und anbete. Schlagende Beweise seien auch erbracht. Wie Sie wissen, befindet sich Postdirektor Sternberg sammt reizender Tochter im Seebade Zoppot, wo wir unser nächstes Begegnen verabredeten. Der heutige Brief enthielt die Einladung von Vater und Tochter, und es ist überflüssig zu sagen, daß meine Koffer bereits wieder gepackt sind, und daß ich morgen den ersten Zug benutze, um so schnell es eben unsere träge schleichenden Eisenbahnen zulassen, bei Emmy zu sein. Und wenn ich wiederkomme, Frau Rosen, dann, — nun dann bin ich eben noch glücklicher, als der Glücklichste es jemals war, nämlich Bräutigam meiner holden Emmy, und einige Wochen später — ach, das läßt sich ja gar nicht aussprechen, — falls ich nicht früher schon vor Wonne sterbe, so muß ich chemisch gebunden werden, sonst löse ich mich gewiß in meine Atome auf.“

Alfred hatte in seiner freudigen Aufregung nicht wahrgenommen, welch' entgegengesetzte Wirkung seine Worte auf die Freundin ausübten. Während er sprach, wich allmählig das Blut aus ihren Wangen, sie zuckte einige Male schmerzlich zusammen und mußte alle Beherrschung zusammenraffen, um nicht in Thränen auszubrechen. Es war ihr nun klar, sie hatte den Verlust eines ihr so theuer gewordenen Freundes zu beklagen. Vor ihr stand nunmehr der heißgeliebte Mann, das Bewußtsein des Verlustes fachte den lange schon glimmenden Funken zur lodernden Flamme an.

Aber sie hatte sich noch in der Hand.

„Sehen Sie, Frau Rosen“, fuhr Alfred harmlos fort, „so wunderlich ist das Glück beschaffen. Wie hätte ich auch nur ahnen können, daß die Lagunenstadt mir geben wird, was stets das Ideal meiner Träume gewesen. Doch die Zeit verfliegt. So leid es mir ist, muß ich heute meinen Besuch sehr abkürzen, es giebt noch Vieles zu besorgen und morgen — Himmel, wenn's nur schon morgen wäre!“

„Alfred!“ rief nun Frau Rosen, sich aus ihrer Betäubung losreißend, „Alfred, sind Sie denn wirklich von Sinnen?“

„Ist es denn ein Wunder, beste Freundin, bei so viel Glück? Aber ich muß eilen. Sie verzeihen gewiß das kurze Verweilen, wenn ich zurück bin, soll Alles redlich nachgeholt werden.“

„Hören Sie mich doch endlich, Alfred, Sie scherzen doch mit dem Ganzen? Nicht wahr?“

„Scherzen? Sie meinen wohl die Zeit, die ich verscherze! Jetzt muß ich aber wirklich fort.“

„Ich kann es nicht glauben, nicht fassen!“

„Und ich verstehe wieder Ihre Worte nicht! Sprach ich denn gestern und heute nicht klar genug? Um jedoch jedem Irrthum vorzubeugen, gebe ich Ihnen auch der langen Rede kurzen Sinn kund: Morgen fahre ich nach Zoppot, um Fräulein Emmy Sternberg zu freien. Wenn er wiederkommt, ist Herr Alfred Lambert der beneidenswertheste Bräutigam dieser Welt.“

(Schluß folgt.)

Evastöchter.

Von Carl Murai.

Emma (zum Stubenmädchen, das vor ihr steht): Bitte, merken Sie sich gut, was ich Ihnen jetzt sage. Wenn der große, schwarze Herr, dessen Schnurrbart wie ein Pfropfenzieher ausschaut, zu uns kommt und in's Zimmer treten will, so lassen Sie ihn auf keinen Fall hinein. Sagen Sie ihm, daß ich krank bin, daß ich mich entfernt habe, ja Sie können sogar sagen, daß ich für ihn nicht zu Hause bin. (Man läutet draußen.) Sicherlich wird er es sein. Bitte, laufen Sie und weisen Sie ihn zurück. (Das Stubenmädchen läuft davon.) Ah, ein merkwürdiger entsetzlicher Mensch! Seine Augen treten so stark hervor, sein Schnurrbart bewegt sich, als ob man ihn mit einem Drahte zerren würde, dann will er unter allen Umständen liebenswürdig sein und aus diesem Grunde . . . .

Fritz (tritt ein und eilt zu Emma).

Emma: Bleiben Sie stehen. So. Und bleiben Sie dort. Ich will nicht, daß Sie näher zu mir kommen und ich erlaube es nicht, daß Sie meine Hand drücken. Ich hasse Sie und Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie sich entfernten. Aber rasch, ungesäumt, wie irgend eine erschreckende Erscheinung.

Fritz (schaut starr auf Emma).

Emma: Statt daß Sie sich um meine Gunst bewerben, statt daß Sie mir angenehme Stunden und Minuten bereiten sollten, bemühen Sie sich, mich in Verzweiflung zu bringen. Ich will lachen, mich unterhalten und genießen und meine Sehnsucht ist, daß mich helle, lachende Wonne umgiebt. Das will ich und Sie bringen einen Tölpel her, einen zum Verzweifeln langweiligen, unausstehlichen Menschen, der durch seine Gegenwart Schmerz und Bitterkeit verursacht.

Fritz: Sie sprechen doch nicht von Ludwig Eckner?

Emma: Aber natürlich, auf Ihren Herrn Ludwig Eckner bezieht sich jedes meiner Worte. (Vorwurfsvoll): Warum haben Sie diesen Menschen hergebracht?

Fritz: Weil er mich angejammert hat, ihn vorzustellen. Er machte mir das Geständniß, daß er Sie anbetet, und er schwor mir, daß er sich erschießt, wenn ich ihn nicht vorstelle. Er wollte mit Ihnen sprechen, er wollte Sie von der Nähe sehen und er war glücklich, daß all' dies geschah.

Emma: Ach, wenn der Mensch noch einmal in meine Gesellschaft geräth, dann begehe ich einen Selbstmord.

Fritz: Ich verstehe Sie nicht. Dieser junge Mann ist ganz nett, ganz geschickt und aus einer ganz guten Familie. Er hat Vermögen und Stellung. Er ist ein Gentleman in jeder Beziehung. Er schießt Bären todt, und Stellung. Dann ist er muthig. Er schießt Bären todt, wie Andere Spatzen und als Duellant hat er große Erfolge erzielt. Zwei Menschen hat er zusammengeschossen und ein Jahr lang mußte er ein Märtyrer der Ehre sein im Staatsgefängniß. Die Frauen aber reißen sich um ihn.

Emma: Von all' diesen Dingen habe ich auch schon gehört. Er selbst hat sie mir erzählt, in dem naiven Glauben, daß mich das unterhält und er war so dumm, daß ihm garnicht die Thatsache in den Sinn kam, die Wirklichkeit, die darin bestand, daß er mich nicht so sehr unterhält, wie daß er prahlt und renommirt. Na, hören Sie, ein herrlicher Geselle. Seine Augen läßt er hin- und herspringen, seinen Schnurrbart läßt er tanzen und seine Zähne zeigt er wie irgend eine Auslage. Bitte, dieser Mensch ist ein Tanzmeister, der seine zwei Schnurrbärte als Schüler ansieht und sie tanzen läßt. Dann schaut er jeden Moment beobachtend herum, um die Wirkungen seiner Garderobe zu prüfen.

Fritz: Na, das ist schon Carricatur.

Emma: Meinetwegen. Aber wissen Sie, warum es Carricatur ist? Weil dieser Mensch selbst eine Carricatur ist und weil ich ihn treu photographire. So wie er ist, ohne jeden verschönernden und mildernden Zug.

Fritz: Aber bedenken Sie doch, daß er ein unglücklicher verlorener Mensch ist, der schon deshalb Gnade verdient.

Emma: Unglücklich und verloren! Warum?

Fritz: Weil er in Sie verliebt ist und weil Sie so eine Meinung von ihm haben.

Emma: Ich habe noch niemals, wirklich noch niemals gegen jemanden eine solche Antipathie gehabt, wie gegen diesen Menschen. Als er hier neben mir saß, erfüllte beinahe Haß mein Herz, während er liebenswürdig zu mir sein wollte und mich zu unterhalten bemüht war. Ja, ich will Ihnen noch mehr sagen, es schaudert mir vor diesem Menschen. Wenn ich ihn stundenlang anhören müßte, wenn ich gezwungen wäre, ihn zu empfangen, gäbe es auf der Welt kein so verzweifeltes, lebensüberdrüssiges Geschöpf wie mich.

Fritz (verwundert): Sie wollen ihn nicht empfangen?

Emma (bestimmt): Nein. Ich habe auch schon dem Mädchen gesagt, daß sie ihn nicht hereinlassen darf. (Plötzlich): Wann haben Sie Anna gesehen?

Fritz: Am Abend. Sie saß im Theater, in ihrer Loge, sie sah wunderbar aus, jetzt sitzt sie dort bei jeder Vorstellung und unterhält sich.

Emma: Heute gehen auch wir. Mein Mann hat plötzlich die Laune bekommen und ich will ihm diese kleine Freude nicht verderben. (Pause.) Nun und hat Anna neue Hofmacher bekommen? Seit zwei Tagen habe ich nicht mit ihr gesprochen und so weiß ich's nicht. Läßt sie sich trösten, die anmuthige Wittwe?

Fritz: Es scheint so, aber von neuen Hofmachern weiß ich nichts. Nicht wahr, Sie sind sehr gut miteinander?

Emma: Höher mein Freund, höher. Wir sind Freundinnen und zwar aufrichtige und treue Freundinnen. Sie sind wohl ein Skeptiker und glauben es nicht sehr, aber Sie müssen glauben. Wir würden selbst für einander sterben!

Fritz: Das ist jedenfalls eine Seltenheit.

Emma: Schon möglich, aber daß es wahr ist, das ist unzweifelhaft. Unsere Liebe und Zuneigung . . . .

Anna (tritt rasch ein): Guten Tag!

Emma (springt auf, läuft zu Anna und umarmt sie. Sie küßten sich lange): Ach wie gescheit, daß Du gekommen bist, Du meine Süße, Theuere!

Anna: Ich bin entwischt, nur damit ich Dich umarmen kann. (Sie küssen sich von Neuem.)

Fritz (während des Küssens, für sich): Wirklich ergreifend. Das kann einen ja gefühlvoll machen und erst wenn ich ihnen glauben würde. (Rauscht vorüber.)

Emma (läßt Anna neben sich setzen): Nun erzähl' doch, was giebt's denn Neues? Wer ist in der letzteren Zeit in die Reihe der Herzenswerber getreten? Wer bemüht sich wieder, Dich im Sturme zu erobern? Nicht wahr, es giebt eine Menge solcher? Ist er nicht vornehm, geistreich, so wie die Romanhelden zu sein pflegen.?

Anna: Nicht ganz, aber beiläufig so.

Emma: Schwärmt er?

Anna (lächelnd): Ich glaube, das kommt erst, obzwar er sich noch nicht verrathen hat. Uebrigens kennen wir uns erst seit einigen Tagen, so ganz zufällig, ohne die kleinste Absicht.

Emma (droht mit den Fingern, scherzhaft): Na, na.

Anna: Und doch ist es so. Er ging auf der Straße mit der Schwester, die ich gut kenne. Wir blieben stehen und sie stellte mir ihn vor. Dann begleiteten sie mich, kamen zu mir und wir plauderten. Am anderen Tage trafen wir uns wieder. Es war von irgend etwas die Rede, ich war dann neugierig, er ging der Sache nach und referirte mir darüber. Das ist das Ganze.

Emma: Und nicht wahr, er wird noch referiren?

Anna: Heute Abend besucht er mich in der Loge. Wir werden den langweiligen Zwischenakt durchplaudern und dann entfernt er sich.

Emma: Ein interessanter Mensch?

Anna (mit einiger Wärme): Ein wahrer Mann. Einer, der zu imponiren versteht. Mächtig stark und muthig. Sein Leben ist ewiger Kampf und dazu männlicher Kampf, wenn er es auch nur aus Zerstreuung betreibt. Heute wandelt er in den hohen Klüften der Berge, um mit den Bären zu kämpfen und morgen steht er schon auf dem Felde der Ehre, in der Hand das Gewehr, umgeben von tödtlicher Gefahr. Ah, aber er ist Sieger, immer ist er Sieger. Wenn er heute Abend in meine Loge tritt und man ihn neben mir sehen wird, wie er sehnsuchtsvoll mich anblickt und wie ich nur mit ihm spiele, da wird in den Herzen der Frauen der Neid erwachen, und wen sie beneiden, das werde ich sein. Jede wird mich beneiden, mit Ausnahme von Dir, die Du mich liebst.

Emma: Nun und Du? Dein Herz?

Anna: Es ist noch ruhig. Aber ich fürchte, der Sieg wird mich bethören. Ah, mein Kind, der Ruhm und das Bewußtsein fremden Neides verwirrt den Menschen sehr leicht.

Emma: Und wie heißt denn der Held?

Anna: Ludwig Eckner.

Emma: So? Herr Eckner?

Anna: Kennst Du ihn?

Emma: Entfernt. Par distance. Sehr dunkel.

Anna: Uebrigens, es ist gleichgiltig (mit verliebtem Lächeln), auf Dich bin ich ja nicht eifersüchtig. Oh nein. Auf Dich, meine Theuere, nicht.

Emma (mit ein bischen sauerer Miene): Du hast auch keinen Grund dazu.

Anna (springt auf): Grüß' Dich Gott. Auf eine Minute bin ich gekommen und die ist vorüber. (Sie geht ab und spricht von der Thüre aus zurück): Also schau ihn Dir an, dann sprechen wir. (Sie schließt die Thüre.)

Emma (allein): Ha, der Held, die Heldin und eine dritte Person, auf die wir nicht eifersüchtig sind.

Eckner (tritt schüchtern ein und verbeugt sich tief): Verzeihung, Gnädige, doch im Vorzimmer fand ich Niemanden. Ich habe eine Weile gewartet, aber . . .

Emma (geht ihm entgegen und reicht ihm die Hand): Aber lieber Herr Eckner! Also auch Sie sind schon ceremoniös? Sie haben zu kommen und einzutreten. Wen wir gerne empfangen, der kann doch immer kommen. Wer Freude bereitet, der ist nie unangenehm.

Eckner (zieht seine Augenbrauen auf und ab, läßt seinen Schnurrbart tanzen und lächelt selbstbewußt).

Emma: Haben Sie im Vorzimmer oder auf der Stiege Niemanden getroffen? Jemand ist jetzt weggegangen.

Eckner: Nein. Ich habe mich vom Vorzimmer zufällig in's Speisezimmer verirrt. Vielleicht während dieser Zeit —

Emma: Umso besser. Nicht wahr, Sie haben noch nicht über den Abend verfügt?

Eckner: Nein! Das heißt . . . . Nein, ich habe wirklich nicht verfügt.

Emma (klatscht in die Hände): Prächtig. Wirklich prächtig. Sehen Sie, jetzt muß ich weggehen, aber ich will mich schon entschädigen. Ich will plaudern mit Ihnen und ich möchte noch einmal das Jagdabenteuer anhören, das Sie so interessant zu erzählen wissen. Kommen Sie mit uns in's Theater. Wir werden im ersten Rang Loge Nummer fünf sein. Kommen Sie direkt hin und bleiben Sie dort. Mein Mann geht während des zweiten Aufzugs zum Abendessen und wir werden zu zweien plaudern. Wollen Sie, lieber Herr Eckner!!

Eckner: Gnädige Frau, Sie machen mich glücklich.

Emma: Und jetzt grüß' Sie Gott. (Sie sieht ihn warm an und drückt seine Hand.) Punkt sieben Uhr. Und Sie bleiben mit uns, nicht wahr?

Eckner (verliebt, schwärmerisch): Ach, wenn doch die Vorstellung bis zum Morgen dauern würde. (Stürmt davon.)

Uebereilung.

Betrachtung von Alfred Friedmann. (Nachdruck verboten.)

Die klugen Leute gefallen mir nicht,
Ich tadle mich selbst auch zuweilen —
Sie heißen das Vorsicht,
Wenn sie sich übereilen.
Göthe.

Eine orientalische Lebensregel will, daß man erst tief Athem hole, ehe man seine Meinung über eine wichtige Angelegenheit abgebe.

Was ist wichtig, was nicht?

Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, daß viele moderne Menschen ihrem Gegenüber in der Gesellschaft, im Salon, in der Familie, mit erstaunlicher Raschheit antworten; es ist kaum glaublich, daß sie in einer Sekunde das Wollen, den Gedankengang, das Ziel des Andern erfaßt, und doch sind Jung und Alt schnell fertig mit der Replik. Manchmal verletzt eine so kurze Abfertigung den Freund, den Bruder, und es ist wichtig, daß man seine Umgebung, die nächsten, wie die ferneren Freunde bei guter Laune, bei lieber Gesinnung erhalte. Das thut aber die rasche Antwort, die noch gar nicht überlegt haben kann, kaum. „Eine gelinde Antwort stillt den Zorn, aber ein hartes Wort richtet Gram an."

In der Lebensbeschreibung der großen Catharina II. von Rußland, von K. Waliszewski, steht zu lesen:

Eines Tages, bei einem offiziellen Diner, ist sie unzufrieden mit dem Gesandten einer fremden Macht. Sie bereitet ihm eine der Szenen, wie sie später Napoleon I. so verschwenderisch aufführte. Mitten drin hört sie ihren Sekretär Chrapowicki halblaut sagen, es sei bedauerlich, daß die Matouchka sich derart hinreißen lasse. Sie unterbricht sich sofort, wechselt den Gegenstand der Unterhaltung und zeigt sich liebenswürdig und gesprächig bis ans Ende des Mahles. Aber dann schreitet sie auf den Unglücklichen zu und spricht mit vor Zorn bebender Stimme zu ihm: „Wie kannst Du meine Worte öffentlich kritisiren?"

Die Tasse Kaffee, die sie in der Hand hält, läuft große Gefahr, auf die Erde zu fallen . . . . Der entlassene Sekretär glaubt sich verloren. Er geht nach Hause, wähnend, zum mindesten einen Befehl nach Sibirien vorzufinden. Dann holt man ihn wieder zur Majestät. Catharina, die einstige deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, ist noch sehr erregt und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Er fällt ihr zu Füßen. Da reicht sie ihm eine mit Diamanten besetzte Tabakdose und sagt:

„Behalte dies. Und wenn Du mir wieder eine Bemerkung über mein Thun und Reden in der Oeffentlichkeit zu machen hast, hüte Deine Zunge und nimm eine Prise. Der Wink kann mir nützlich sein."

Tief Athem holen, Prisen, ehe man spricht — zwei gute Rathschläge!

Der Fürst Sergius Galitzin erzählt in seinen „Erinnerungen" die Geschichte eines Senatsdekrets, unter welches dieselbe Catharina bereits ihre Unterschrift gesetzt hatte. Das Stück ging von oberster Behörde zu niederster Behörde, um zu einem ganz untergeordneten Versender zu gelangen.

Dieser war gerade betrunken. Er sah die kaiserliche Unterschrift mit der geheiligten Formel: Byt pa siemou — So sei es! Und er rief aus:

„Du lügst, so sei es nicht!"

Diese letzteren Worte schrieb er in großen Zügen wohl hundert Mal kreuz und quer auf das Papier.

Man denke sich den Schreck der Bureaux beim Besehen des Schadens. Der Generalprokurator warf sich der Kaiserin zu Füßen.

„Nun," sagte sie ruhig, „man wird eine andere Abschrift machen. Aber es ist vielleicht ein Fingerzeig des Himmels. Man muß das Dekret überprüfen!"

So geschah es. Man fand es unzweckmäßig und kassirte es. Und alles dies die Folge von russischer Trunkenheit.

Wie stünde es heute um Deutschland, wenn der sich übereilende Emile Ollivier nicht leichten Sinnes in den Krieg gezogen — oder, wenigstens nicht dazu gerathen; wenn der „wortgeflügelte" General Leboeuf nicht archiprêt (erzbereit) gewesen wäre. Wie gut wäre es für sie, die namenloses Unglück über ihr Vaterland und den Feind gebracht, gewesen, wenn sie die alten vier Bücher Aesop'scher Fabeln des guten Lichtwer gelesen, und die schöne, so da anfängt:

„Thier und Menschen schliefen feste," —

und so rathsam endet:

„Blinder Eifer schadet nur! —"

Wir würden dann auch nicht 25 Jahre lang das Klaglied der französischen Chauvinisten, des „Petit Journal", des „Figaro" unerträgliches Revanchelied zu hören bekommen haben,

„So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

Ei, wie Mancher, der seit einer Reihe von Jahren leitartikelt und dem stets der morgige Tag Unrecht giebt, wird beim Ueberlesen seiner Weissagungen des Bakis wohl denken, oder immermehr zugeben und eingestehen:

„Doch kaum ist ihm das Wort entfahren —
Möcht' er's im Busen still bewahren!"

Wie wir unsere Antipoden haben, wie die Nacht dem Tage folgt, oder auch dem dunklen Winter der lichte Mai, so hat die Uebereilung, wenn sie der Avers wäre, ihren Revers, das zögernde Bedenken, die Versäumniß, von der Schiller sagt:

„Wer feig des einen Tages Glück versäumt,
Er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen!"

Aristoles erzählt von einem Orkäeus, der Weinstöcke pflanzte und dem sein Knecht, leider ist sein Name nicht erhalten, weissagte, er würde von den Trauben nicht keltern noch kosten. Der Herr glaubte ihm nicht; als er aber lachend die ersten neuen Beeren brach und sie vor dem Knechte zum Munde führen wollte, wurde er von einem höchst respektwidrigen, oppositionellen Schwein getödtet. Seitdem, oder auch schon früher, kennen alle Sprachen den Sinn des Satzes:

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finster'n Mächte Hand,"

oder, wie sich der französische Isengrin ausdrückt:

„Entre bouche et cuillier
Avient souvent grand encombrier."

Meist ist es schwer, zwischen Uebereifer und Zögerung im richtigen Takt und Zeitmaß einzusetzen, denn

Dum Roma deliberat, Saguntum perit.
(Während Rom weise rathschlägt, fällt Sagunt.)

Wie immer trifft Göthe ins Schwarze, wenn er im Wilhelm Meister sagt: „Lange Ueberlegungen zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede ist; übereilte Handlungen, daß man ihn garnicht kennt." Und nochmals ist er's, der treffend spricht:

„Suche nicht vergebne Heilung!
Uns'rer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß." (Gedichte.)

Wenn Macbeth orakelt:

Des Herzens erste Regung sei hinfort
Zugleich die erste Regung meiner Hand.
Gedacht, gethan!

so zeigt seine Schicksals-Tragödie, daß er Unrecht hat.

„Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell!",

sagt gefühlsverwandt der Geßlermörder, und nicht er, Schiller ist es, der durch ihn spricht:

Wer gar zuviel bedenkt, wird wenig leisten!" —

Lange, ehe man ein scheinbar erlösendes Wort ausspricht, eine sogenannte rettende That unternimmt, sollte man den Göttinnen Betrachtung und Ueberlegung opfern. So meint Grillparzer, der zu wenig Gelesene, denn er ist weisheitsvoll, in seiner „Libussa":

„Man sage nicht, das Schwerste sei die That,
Da hilft der Muth, der Augenblick, die Regung;
Das Schwerste dieser Welt ist der Entschluß."

Fallstaff'sche Naturen giebt es die schwere Menge in der Welt nach Heinrich IV. und sie haben ganz Recht, wenn sie als Legende ihres Wappenschildes die Worte wählen:

„Der bess're Theil der Tapferkeit ist Vorsicht!"

„Erst wäg's, dann wag's."

Ueberlegende Worte verhallen; zur Uebereilung drängende kann man zurückweisen. Unwiderruflich bleibt nur die folgenreiche That. Ihr wohnt seit den Tagen des Demosthenes die Kraft und die Wirksamkeit inne.

„Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von Jedem. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollt' Eins ohne das Andere nicht stattfinden."

Das ist Weisheit, aus den „Wanderjahren" geholt.

Wer hat nicht schon lange überlegt und übereilt gehandelt? Alles heißt schließlich Treppenwitz — esprit d'escallier — der Weltgeschichte, der Einzelgeschichte. Und wahrlich, auch Schiller kommt zu seinem Rechte, mit seinem Wahrspruch:

„Entworfen blos, ist's ein gemeiner Frevel;
Vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehen —
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtheil!" (Wallenstein.)

Wir hören Fanfaren und Chamaden. Und aller Ausgang ist ein Gottesurtheil? Vielleicht doch nicht. Was in der Stille bedächtig vorbereitet, mit Klugheit ausgeführt, vom Glück etwas begünstigt, es wiegt doch schwerer und hält länger vor, als tollkühn Unternommenes, blind vollbracht und dem Zufall überlassen. — Mit den Jahrhunderten wird alles Gemeinplatz, und der schönste Spruch, bis zum Ueberdruß wiederholt, gleicht dem letzten Regentag eines langen Regenmonats. Der Worte wird man überdrüssig, doch der Thaten ewige Wirkungen bleiben dieselben. Drum bedenke ein Jeder, sei er Staat oder Individuum, was er thue. — „Beleidigen ist leicht, doch schwer versöhnen!" (Grillparzer). Ein Jeder gehe hin und hüte sich vor Uebereilung:

„Zu wenig und zu viel, ist beides ein Verdruß
So fehl ist über'm Ziel als unter'm Ziel ein Schuß."
(Weisheit des Brahmanen, Rückert.)

Sein süßes Stimmchen.

Humoreske von C. Schottler. (Nachdruck verboten.)

Alle Gäste waren einig darin, daß man in dem kleinen holländischen Nordseebad wie im Paradies lebe. Es bestand nur aus einem, auf hoher Düne gelegenen Hotel und zwei Dependencen, aber das drängte die Menschen zu- und aneinander, und da es durchweg nette Menschen waren, so empfand man es als Wohlthat, wurde bekannt und befreundet. Deutsche und Holländer bildeten den ausschließlichen Bestand der Gesellschaft, nur eine ältere Miß repräsentirte außerdem würdig ihr mächtiges Inselreich. In bunter Reihe saßen die Nationen bei der Table d'hôte, gemeinschaftlich badete man, flog in die Umgegend, bewunderte sich im Musiksaal. Alle Welt befand sich wohl und behaglich, selbst der furchtbar nervöse hannoveranische Baron (lyrischer Dichter in seinen Freistunden, — und das waren alle) konstatirte, daß sein Seebronzeteint täglich intensiver werde, was der sicherste Beweis für die fortschreitende Beruhigung seiner schwachen aristokratischen Nerven sei. Nur der junge Breslauer Assessor vermißte etwas, das fehlende jugendlich-weibliche Element, was um so bedauerlicher war, als er, wie er mir gestand, auf dem Punkt stand, sein Herz definitiv sprechen zu lassen. Trotzdem klang auch sein Wesen harmonisch mit in dem schönen Accord von Friede und Eintracht.

Da höre ich eines Abends aus dem Munde der würdigen Miß und des Assessors, die am Fenster nach signalisirten Neu-Ankömmlingen ausspähten, gleichzeitig den Ruf:

„Charming" — „reizend".

Das Objekt der Bewunderung war bei Beiden ein verschiedenes. Von dem kleinen Bahnhof her kam ein elegantes junges Ehepaar. Ihnen voran schritt im echtesten holländischen Nationalkostüm — es hätte im ersten Akte des „Prophet" Sensation erregt — eine Bonne, die ein reizendes Baby auf den Armen trug, das mit der internationalen Vertrauensseligkeit der Kinder fröhlich lachend seine Aermchen nach den fremden Menschen ausstreckte.

Diesem kleinen Helden meiner kleinen Humoreske, der, wie ich bald erfuhr, den historischen Namen Wilm führte, galt das „charming" der unhistorischen Miß. Das assessorale „reizend" aber war durch ein fünftes Wesen, eine zarte, elegante junge Blondine, offenbar Wilm's Tante, hervorgerufen.

6 Uhr 40 Minuten waren die neuen Gäste eingetroffen, und punkt 7 Uhr hatte die Hyäne des Fremdenbuchs, die Berliner Sanitätsräthin, festgestellt, daß die Eingetroffenen Dr. Vanghem mit Frau, Schwägerin und Sohn aus Rotterdam waren.

Auch diese Menschen, liebenswürdig und fein, wie sie waren, klangen mit in dem oben gerühmten Freudenaccord. Der Assessor entdeckte sofort, daß der große Tafelauffatz vor seinem Platz ihm auf die Nerven schlug und mußte einen anderen Sitz neben der blonden jungen Tante angewiesen erhalten. Nach der ersten Table d'hôte wurde Jung-Wilm von der Dame aus dem „Prophet" in den Speisesaal gebracht und als Gegenstand ungetheilter Bewunderung an der Tafel herumgereicht. Die Damen küßten ihn und die Herren kniffen ihn, je nach ihrer Routine, in die Wangen oder andere Körpertheile, und Alle waren entzückt von dem süßen Stimmchen, mit dem er „Da-da-da" lallte.

Nach weiteren acht sonnigen Tagen konnte die Sanitätsräthin eine verdächtige Intimität zwischen dem Assessor und den Vanghem's konstatiren und nach fröhlichen weiteren acht Tagen proklamirt sie deren vorläufig nicht offizielle Verlobung.

An diesem Tage erlangte die Einigkeit ihre höchste Höhe. Am Abend sangen die Deutschen im Musikzimmer unter holländischer Unterstützung „Die Wacht am Rhein" und wirkten dafür ihrerseits mit aller Lungenkraft bei der Verherrlichung „Wilhelms von Nassau" mit.

Der Freudengesang war — ach, ein Grabgesang!

Am nächsten Morgen kam der nervöse hannoveranische Baron (und lyrische Dichter) todtenbleich, rasend, aus Rand und Band zum Frühstück, während dessen Verlauf man ihn mit seiner weinerlichen, durchdringenden Stimme also reden hörte.

„Es ist himmelschreiend. Kommt man hierher, um seine Nerven zu stärken, und reift dem Irrenhaus unfehlbar entgegen. Endlich hatte ich meinen Nachtschlaf wieder gewonnen und nun habe ich kein Auge geschlossen wegen des Baby's. Um zwei Uhr hat das Kind zu schreien begonnen und fortgeschrieen bis zum Tagesgrauen. Aber ich bringe ihn heraus, wer es ist, und dann wehe."

Dabei schwang er sein Messer, als ob er die Kehle des Schreihalses „en voyant rouge" vor sich habe.

Die einzigen beiden, im Hotel wohnenden Mütter zarter Baby's, Frau Professor Brenk aus Lippe-Detmold und Frau Dr. Vanghem wandten unwillkürlich den Kopf dem Sprecher zu.

Und Frau Professor Brenk, wie eine Löwin zum Sprung bereit, versetzte in dem süßesten, theilnahmsvollsten Ton der Holländerin einen Defensiv-Stich. „Ihr Wilemchen wird doch nicht unwohl sein. Meinem Fritz bekommt die Seeluft vortrefflich, er schläft 12 Stunden in einer Tour."

„Mein Wilm ist das gesundeste Kind der Welt," entgegnete gereizt die Gemahlin des Doktors. „Er hat überhaupt seit der ersten Stunde seines Lebens noch nicht geschrieen. Uebrigens werden die Kinder in Holland viel rationeller genährt und erzogen als in Deutschland."

„Wenn Sie damit den Vorwurf machen wollen, daß die deutschen Frauen weniger gute Mütter seien, so möchte ich diesen Vorwurf energisch zurückweisen", kam es von drüben her.

Aufgeregt und mißgestimmt stand man vom Tisch auf.

Die Nacht brachte eine unvorhergesehene Katastrophe. Gegen 2 Uhr setzte sich das elektrische Läutewerk so verzweiflungsvoll in Thätigkeit, daß alle Hotelinsassen fast gleichzeitig aus den Betten sprangen, und die würdige Miß in einem geradezu

unentschuldbaren Kostüm in mein Zimmer stürzte, um über den Balkon den Ausweg aus den vermeintlichen Flammen zu finden. Da solche sich nicht zeigten, auch kein erstickender Rauch, so wagten sich die Hotelgäste in der primitivsten Bekleidung nach unten, wo der nervöse Baron heulte und wehklagte.

„Seit zwei Stunden schreit er wieder; nur aus Bosheit ist er jetzt still, damit ich keine Zeugen habe!"

Während die Hotelgesellschaft in allen Nuancen weißer Gewänder sich um den rasenden Baron sammelte, öffnete sich plötzlich die Brenk'sche Thür und mit einer königlichen Handbewegung der Frau Professor wurden die Anwesenden zu einem Besuch an Fritzchens Bett eingeladen.

Ein Symbol des Schlafes, mit rothen Wangen lag das Engelchen da.

Fast gleichzeitig aber öffnete sich die Dr. Vanghem'sche Thüre, auf dem Arm der Mama gewiegt, erschien Wilm, der, in heller Freude über all' die Lichter, sein lieblichstes „Da-da-da!" lallte.

Der folgende Tag gestaltete sich trotzdem wie die Vorbereitung zu einer Schlacht.

„Entschuldigen Sie, Frau Doktor," schnarrte plötzlich am Tisch der Baron, „ich bin doch überzeugt, daß es Ihr Kleiner ist. Ich muß Sie dringend bitten, in der Dependence Wohnung zu nehmen. So kleine Kinder nimmt man überhaupt in die Sommerfrische nicht mit."

Herr und Frau Doktor schnellten auf.

„Das ist wohl unsere Sache. Uebrigens unser Wilm schreit nie, schläft wie ein Engel. Wir kommen seit fünf Jahren hierher, während Sie — — —"

„Pardon! ich war früher da als Sie. Aber, wie es auch sei, ich brauche mir für 10 Gulden Pension, Nachtruhe inklusive, das Geplärr Ihres Ranges nicht gefallen zu lassen."

„In Holland würde man nicht wagen, das einer Dame zu sagen, da ist man von Cavalieren einen anderen Ton gewöhnt."

„Na, daß Holland gerade das Land der Höflichkeit sein sollte, habe ich wirklich nicht gewußt."

Wie auf Kommando standen sämmtliche Holländer vom Tisch auf.

Am Abend cirkulirte eine geheimnißvolle Schrift. Was ihr Endzweck war, zeigte sich den nächsten Tag. Die Eingeborenen hatten sich weit weg rechts eine ausschließlich holländische Tafel herrichten lassen. Die englische Miß war als neutral abseits nächst dem Büffet am Katzentisch placirt worden. Den Bräutigam-Assessor dagegen hatte man, ungeachtet seiner Familienbeziehungen, dem deutschen Reich zugetheilt.

Nun war er in einer schlimmen Lage. Sein Herz trieb ihn, gluthvolle Blicke hinüber zu senden, und seine Nationalehre hielt ihn hüben fest.

Die dazwischen liegende Nacht war ohne Katastrophe, aber unruhig verlaufen. Jede halbe Stunde hatte des Barons Läutewerk, als seien es die Cancan tanzenden Nerven des Barons selbst, gewimmert und geklungen, daß von Nr. 1—60 die tollsten Flüche hörbar wurden. Offenbar war das süße Stimmchen wieder in Thätigkeit getreten.

Bei der Table d'hôte hörte man einzig und allein hüben wie drüben erquickliche Themata erörtern wie: „Warum Kinder schreien", „Wie man dem Schreien vorbeugen kann", „Ob man mit Baby's reisen soll, oder ob darin eine Rücksichtslosigkeit gegen die Mitmenschen zu erblicken sei". Die Pointen dieser Gespräche wurden wie Pfeilspitzen durch erhöhte Stimmkraft von der einen feindlichen Tafel zur anderen geschleudert.

Aber auch innerhalb des deutschen Lagers drohte die Zwietracht zu entbrennen. Prof. Brenk hatte die Bemerkung hingeworfen, daß es übrigens ein Glück sei, daß nicht alle Menschen verwöhnte Junggesellen mit empfindlichen Ohren seien. — Der Baron behauptete, der Professor habe „verknöcherte" Junggesellen gesagt und erklärte, daß er als Cavalier seine Ehre zu vertheidigen wisse und, sobald es seine Nerven erlauben würden, den Professor zur Rechenschaft ziehen werde. Uebrigens spreche diese Parteinahme für ein böses Gewissen, auch bezüglich seines Fritz.

Beim Dessert forderte der Baron mit lauter Stimme den Oberkellner auf, die Dr. Vanghem's um eine Unterredung zu bitten. Seine Serviette wie eine Parlamentärsflagge schwenkend, entbot Jean die Holländer in die Mitte des Saales.

„Meine Herrschaften," erklärte hier der Baron, „ich muß Ihnen ein Ultimatum stellen. Entweder Sie ziehen aus, oder —"

„Sie" —. „Uebrigens unser Wilm ist es nicht. Und wenn er es wäre, — waren Sie nie jung und haben geschrieen?"

„Nein," stieß in seiner Erregung der Baron hervor.

„Sie meinen, was das Erstere betrifft."

„Ich lasse mich nicht beleidigen, und höre dazu das Geschrei Ihres — ich suche einen parlamentarischen Ausdruck für das Geschöpf — an."

„Zum letzten Male protestire ich im Namen meines Sohnes". Dann, — Frauen verderben immer Alles dadurch, daß sie stets zu viel thun. — „Wenn es mein Wilm wäre, würde ich Ihnen mit Vergnügen das Feld räumen, Sie Kinderfreund!"

„Wirklich," jubelte der Baron und Dichter, „darf ich Sie beim Wort halten?" — —

Wieder schlief man sorglos, doch die Häscher wachten. In dem kleinen Rauchzimmer gerade unter der Vanghem'schen Wohnung lagen sie stumm auf der Lauer. Das heißt bei dem Baron saßen als geworbene klassische Zeugen der Oberkellner und ein griesgrämiger Apotheker und tranken Sekt auf seine Kosten, um sich wach zu halten.

Todtenstille. Da, gegen zwei Uhr ward ein feiner scharfer Ton hörbar, erst schwach, dann crescendo und immer crescendo. Auf den drei Gesichtern leuchtet eine barbarische Freude auf. Leise schleichen sie vor die Vanghem'sche Thür, hinter der thatsächlich das süße Stimmchen sich ein Nachtkonzert gestattet, und schlagen plötzlich mit der Faust an die Pforte. Im Schreck vergißt man drinnen das freundliche Licht anzuzünden und Wilmchen auf dem schaukelnden Arm zu beruhigen und reißt die Thüre auf. Hohnlachend in wildem Triumph stürzen die drei Männer auf das Bettchen, wo jung Wilm gerade beim Fortissimo angelangt ist.

„Ueberführt vor klassischen Zeugen!"

Eine erregte Scene entspann sich, in der man Worte wie „Hausfriedensbruch", „nächtlicher Ueberfall" des Oefteren vernehmen konnten, und welche alsbald die sämmtlichen Hotelinsassen im Gewande der Nacht, die Leuchte in den Händen, anlockte. Man nahm Partei und erhitzte sich hüben und drüben. Die Erbitterung wuchs derart, daß ein Herr bemerkte, es sei an der Zeit, daß Holland ein Panzerschiff oder doch ein paar Torpedoboote in den Rhein entsende, um das übermüthige Deutschland in Respekt zu erhalten.

Früh Morgens siedelten die Vanghem's provisorisch in die Dependence über, um baldigst definitiv abzureisen. Andere Gäste kehrten schon im Laufe des Tages dem „ungemüthlichen Aufenthalt" den Rücken.

Als ich einsam meine Strandpromenade machte, befand ich mich mit einmal hinter der hübschen Holländerin und ihrem Verlobten, dem Assessor, die, nicht Arm in Arm, sondern in einer verdächtigen Entfernung von einander, raschen Schrittes dahin eilten.

Der Wind trug mir ihre erregten Worte zu.

„Dein Herz hätte Dir sagen müssen, wohin Du gehörst. Es war schändlich, zu unsern Feinden zu halten und gegen die Meinigen, die man so niederträchtig behandelte, Partei zu nehmen."

Du kannst nicht verlangen, daß ich mein Vaterland verleugne. Daß ich gegen die Deinigen Partei genommen, ist nicht wahr. Ich habe nur bemerkt, daß man dem Baron im Grunde sein Benehmen nicht so sehr verargen kann. Denn schließlich ist es ja, besonders bei schwachen Nerven, keine Annehmlichkeit, wenn so ein Schreihals einem die Nachtruhe wegbrüllt."

Mit verächtlichem Blick maß sie ihn von oben bis unten und schoß dann plötzlich quer über den Strand davon.

Abends reichte mir der Assessor, bleich mit einem verbitterten Zug im Gesicht, ein Schreiben folgenden Inhalts.

„Geehrter Herr!

Zu meinem Bedauern sehe ich ein, daß ich mich geirrt habe. Ich hielt Sie für einen Mann von Herz. Ihre Stellungnahme bei dem empörenden Vorgehen gegen uns als Menschen und Nationalität hat das Gegentheil bewiesen. Mehr aber noch Ihre Fühllosigkeit gegen ein armes hilfloses Kind, das Sie wie eine „brüllende" Bestie behandelten. Wer Kinder haßt, kann überhaupt nicht lieben. Betrachten Sie, bitte, unsere Begegnung als eine flüchtige, rasch zu vergessende Badebekanntschaft. Mary."

Und das Alles hatte er mit seinem süßen Stimmchen angerichtet!

Lose Blätter.

* **Freiherr von Hammerstein.** Durch unsere Zeitung haben die Leser bereits erfahren, daß der langjährige Redakteur und Leiter der „Kreuzzeitung“ nicht nur von der Leitung des genannten Blattes suspendirt, sondern auch wegen Wechselfälschung steckbrieflich verfolgt wird. Wir bringen hier das Portrait dieses in letzter Zeit vielgenannten Mannes, welcher viele Jahre hindurch in der konservativen Partei eine bedeutsame Stellung einnahm, indem er sie durch die von ihm geleitete „Kreuzzeitung“ beherrschte. Seine rücksichtslose Natur, wie die daraus resultirende Art seiner Kampfesweise, verschafften ihm selbst innerhalb seiner



Partei viel Gegner, die aber gegen ihn nicht aufzutreten wagten. Freiherr Wilhelm v. Hammerstein ist am 21. Februar 1838 zu Reetzow in Mecklenburg-Schwerin geboren, besuchte höhere Schulen in Dresden und Lüneburg, alsdann die Forstakademien in Tharandt und Eberswalde und trat hierauf in Mecklenburg-Schwerin'sche Dienste, die er 1863 verließ, um sich der Bewirthschaftung des Gutes Schwartow in Pommern zu widmen. Im November 1881 übernahm er die Leitung der „Kreuzzeitung“. Seit 1881 ist Freiherr von Hammerstein auch Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1892 vertritt er im Reichstage den Wahlkreis Herford, den vor ihm lange Zeit Kleist-Reetzow vertrat.

* **Ein salomonisches Urtheil** fällte ein Mitauischer Friedensrichter. Ein Freund klagt über den anderen, weil er die geliehene Summe von 50 Rubeln nicht zurückerhalten kann. Bei der letzten Mahnung hatte der Schuldner geäußert, er werde die schuldige Summe am Tage des „Heiligen Heinrich“ (den man in Rußland nicht kennt) zahlen. Nun wurde er vom Freunde verklagt. Der Friedensrichter fragte, ob der Schuldner die Aeußerung betreffs des „Heiligen Heinrich“ wirklich gethan habe. Auf dessen Bejahung ließ der Friedensrichter sich einen Kalender reichen und sagte dann mit größter Ruhe: Nächstens haben wir den „Allerheiligentag“; unter ihnen muß also der „Heilige Heinrich“ mit inbegriffen sein, folglich hat der Schuldner an diesem Tage unbedingt seinen Gläubiger zu befriedigen.

* **Ueber Künstlereinnahmen in England** erzählt Daniel Meyer, ein Londoner Theateragent, etwas aus der Schule. Der bestbezahlte lebende Künstler ist Paderewsky, der mit einem Konzerte in Chicago den „Rekord“ der Einnahmen schuf; er erhielt nämlich auf seinen Theil 28000 Mk. für den einen Abend. In London fielen für ihn bei seinem letzten Konzert 20174 Mk. ab, und nun hat er eine amerikanische Tournée angetreten: 100 Konzerte garantirt mit einer Million Mark. Eine große „Nebeneinnahme“ der Künstler in England bilden die „at homes“. Nur ein Künstler verzichtet darauf, in den Salons der Aristokratie zu singen, das ist Jean de Rezké, dem vergeblich bis zu 12000 Mk. für zwei Lieder geboten wurden. Dafür ist Frau Melba sehr gesucht und stets zu singen bereit. Für ein „at home“ erhält sie 5000 Mk. Monsieur Plancon, der Bassist der Opéra, erhält 2500 Mk., Madame Brema 2000 bis 2500 Mk., Ben Davis, der bekannte englische Tenorist, 1500 bis 2000 Mk., Edward de Rezké verlangt und erhält für zwei, höchstens drei Lieder 4500 bis 5500 Mk, und das Singen „at home“ trug ihm in dem letzten Jahre über 200000 Mk. ein! Im Uebrigen wäre es ein Verstoß, ließe man es bei dem Honorar allein bewenden, kostbare „blendende“ Andenken müssen stets beigefügt werden. Ja, es geht so weit, daß selbst Dilettanten aus der Gesellschaft, die ein Lied singen oder ein Klavierstück spielen, hierfür ein kostbares Geschenk erhalten, das meist erheblich werthvoller ist, als der Genuß, den sie verschafft haben.

* **Die Trunksucht der englischen Frauen** behandelt Dr. Norman Kerr in der Zeitung „London“ in einem interessanten Artikel, der nur bestätigt, was alle Welt tagtäglich zu beobachten Gelegenheit hat. „Ich bedauere“, sagt Dr. Kerr, „sagen zu müssen, daß die Trunksucht in rapider Weise unter den Frauen aller Klassen Englands zunimmt. Der Anblick weiblicher Trunkenbolde, welche in den Schänken ein- und ausgehen, ist gewöhnlicher, als noch vor zwanzig Jahren. In den wohlhabenden Klassen wird natürlich insgeheim getrunken. In einigen Theilen Londons sehe ich alle Montag Gruppen betrunkener Frauen von 18 bis 50 Jahren in den Straßen. Auch die Zahl der Leichenschauen über weibliche Trunkenbolde nimmt stetig zu und beweist ebenfalls die steigende Trunksucht des weiblichen Geschlechts.“

* **Die birmanische Frau.** Die soeben nach Europa gelangte Nummer des „Journal of the Maha Bodhi Society“, das in Kalkutta erscheint, bringt, wie man der „Frkf. Ztg.“ mittheilt, folgende von Mr. H. Fielding herrührende Notizen über die birmanische Frau. Nirgends in der Welt hat eine Nation ihren Frauen solch absolute Freiheit, solch gänzliche Verfügung über ihr Leben und Eigenthum zugestanden, wie die Birmanen dies gethan. In Bezug auf Gesetz, Religion und Sitte steht die Frau dem Manne völlig gleich. Knaben und Mädchen erben als Gleichberechtigte. Die Frau verwaltet selbstständig ihr Eigenthum, und wenn sie heirathet, gehört es ihr allein. Ihr Mann hat keine Gewalt darüber, auch hat er keine gesetzliche Gewalt über sie. Von Kindheit an ist sie frei. Das Ritterwesen, welches die Frau als Göttin pries und sie als Sklavin behandelte, ist niemals nach Birma gekommen. Kein birmanischer Verliebter besingt die Geliebte als überirdisches Wesen und behandelt sie später als ein ihm unendlich untergeordnetes Geschöpf. Die birmanische Religion hat die Frauen nicht als die Quelle ihres Uebels bezeichnet, hat niemals die Männer vor ihnen gewarnt, als vor den Schlingen, die zur Hölle führen, und kein Papst hat sie je „die einzige Hoffnung der Kirche“ genannt. Keine mittelmäßigen Litteraturprodukte haben ihnen falsche Ideen über sich, die Männer und die Welt eingepflanzt. Sie sind immer für das gehalten worden, was sie wirklich sind, und sie haben die Freiheit gehabt, ihren eigentlichen Platz in einer Welt der Wirklichkeit auszufüllen, ungehindert von Conventionalität und Regeln. Sowohl die Männer als ihr eigenes Geschlecht haben ihnen stets freien Spielraum gewährt, und man hat sie selbst für die besten Richter über dasjenige erklärt, was sie erniedrigen könne. Unter allen Frauen der Weit ist keine weiblicher als die Birmanin, keine besitzt in höherem Grade alle die undefinirbaren Reize einer Frau. Verheirathet oder ledig, hat fast jede Frau vom 16. bis 17. Jahre an eine Beschäftigung neben ihren häuslichen Pflichten. In den höheren Klassen verwaltet sie ihr eigenes Vermögen, in den niederen treibt sie ein Gewerbe. In Birma giebt es keine besonderen Beschäftigungen, welche die Frau treiben darf, oder die ihr verboten sind. Wie es für die Männer keine Kaste giebt, so existirt auch keine für die Frauen. Man hat ihnen die Freiheit gelassen, Alles zu versuchen, worin sie glaubten, sich auszeichnen zu können, ohne Scheu vor der öffentlichen Meinung. Diese Freiheit in der Wahl des Berufes ist dazu benutzt worden, eine Auswahl zu treffen, und ein Geschlecht hat dem andern dasjenige überlassen, wozu es keine Befähigung fühlte. Merkwürdigerweise finden wir, daß Nähen und Stricken in Birma speziell männliche Beschäftigungen sind. Die Frauen sind meist Ladenbesitzerinnen. Der Detailverkauf in Birma liegt in den Händen der Frauen und fast alle führen ihr Geschäft für eigene Rechnung. Ebenso wie die Männer selbst ihr Land bebauen, betreiben die Frauen ihr eigenes Geschäft. Sie verkaufen nicht im Auftrag Anderer, sie sind selbstständige Geschäftsleute und hindert diese Thätigkeit sie nicht daran, ihre Pflicht als Hausfrauen zu erfüllen. Die Verkaufszeit dauert drei Stunden und die Frau hat daher vollauf Zeit, sich ihrer Haushaltung zu widmen, wenn der tägliche Besuch des Bazars vorüber ist. Ihre Häuslichkeit bildet stets den Mittelpunkt ihres Lebens, sie würde dieselbe um keinen Preis vernachlässigen. Aber die Wirkung dieser Gepflogenheit, daß jede Frau ein eigenes Geschäft besitzt, hat großen Einfluß auf ihr Leben. Ihr Blick erweitert sich, sie lernt Dinge, die der enge Kreis der Häuslichkeit sie niemals lehren würde, sie erwirbt so die Toleranz und das Verständniß, die Jedem so sehr auffallen, der sie kennt. Sie lernt ihre eigene Stärke und Schwäche kennen und damit rechnen. Die Ehescheidung ist so leicht zu erlangen, wie es der vorgeschrittenste Reformator wünschen kann, aber unter hundert Ehen wird kaum eine geschieden.

* **Das Luftboot** war das Ereigniß der letzten Saison in Coney Island, dem bekannten Seebade in der Nähe von Newyort. Es ist dies nicht etwa ein Ballon mit Gondel — über ein so veraltetes Vergnügen sind die Amerikaner längst hinweg — sondern etwas durchaus noch nicht Dagewesenes. Die Einrichtung ist folgende: Ungefähr 250 m von der Küste ist, sich hoch über das Wasser erhebend, eine Art hölzernes Joch aufgestellt, über das ein Kabel aus Stahl von 44 mm Dicke geht, dessen Spannung durch ein Gegengewicht von 5000 kg gesichert ist. Am Ufer ist dasselbe solid festgemacht und so 18 m über der Meeresfläche ein Luftweg gewonnen. Ueber dieses Kabel nun läuft ein kleiner Karren, von dem graziös ein Boot herabhängt, in dem ca. 10 Touristen Platz finden. Eine ingenieuse Vorrichtung gestattet es dem im Karren sitzenden Mechaniker, das Boot nach Belieben heraufzuziehen oder hinunterzulassen, während es mit elektrischem Strom am Kabel entlang fährt. So hat man manchmal die erfreuliche Empfindung, als ob man ins Meer sänke, steigt dann schnell empor, gelangt an das Ziel und kehrt unter gleich angenehmen Gefühlen zurück, die wahrscheinlich noch durch den Gedanken verstärkt werden, daß, wenn das Boot sich von dem Karren losmacht, man aus eigener Erfahrung die Gefahr des Ertrinkens kennen lernt.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.